

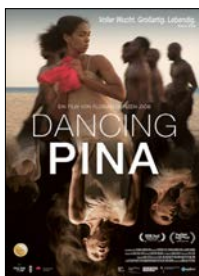
Musik
★★★★★
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★★

Herbert Blomstedt – Wenn die Musik tönt, wird die Seele angesprochen. Film von Paul Smaczny; Accentus Music

In der Musik, in jedem Takt, in jeder Phrase, spiegele sich menschliche Erfahrung, die Partitur sei eine Projektion von Gedanken und Gefühlen des Komponisten. Nur einer der vielen klugen Gedanken von Herbert Blomstedt in der Dokumentation des Regisseurs Paul Smaczny zum 95. Geburtstag des schwedischen Dirigenten. „Wenn die Musik tönt, wird die Seele angesprochen“ – so Blomstedt: der Titel des Porträts. Das Streben eines Künstlers nach Vollkommenheit habe religiösen Charakter. Musik ist Blomstedt heilig. Es sei ein Geschenk, mit exzellenten Musikern arbeiten zu dürfen und mit ihnen sowie mit dem Publikum im Moment des Konzerts an einem „Heiligen Ort“ zu sein.

Herbert Blomstedt selbst ist der Erzähler in diesem Film, der ohne moderierende Zwischentexte auskommt. Er führt uns an seine prägenden Orte, musikalisch etwa nach Dresden zur Staatskapelle oder nach Leipzig zum Gewandhausorchester. Privat – zu den Klängen von Beethovens Pastoral-Sinfonie – etwa in die Natur der schwedischen Seenlandschaft, da fühle er sich zuhause. Der Dirigent ist jedoch nur zwei Wochen jährlich dort. Er wohnt in Luzern und ist mit 95 Jahren noch immer zu den besten Orchestern der Welt unterwegs. Wir erleben Probensituationen, schauen mit ihm seine Bibliothek an, die er der Universität Göteborg vermacht hat. Er geht in kurzen Jeans und blauem Pulli über das grüne Gras, die Nase in einer Partitur, und philosophiert über die ideale Welt der Musik und die reale Welt der Natur und dass schon für Beethoven die Natur eine Religion und notwendiger Komplementär zu seinem „urbanen Gefühl als Baumeister der Musik“ gewesen sei. Ein ungeheuer sensibles und anregendes Porträt.

Elisabeth Richter



Musik
★★★
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★★

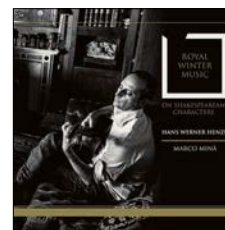
Dancing Pina. École des Sables, Semperoper Ballett; Regie: Florian Heinzen-Ziob; Mindjazz

Man hat es, dank der Bausch-Stiftung und ihrer audiovisuellen Strategie, schon öfter gesehen, aber es ist immer wieder spannend. Wie lassen sich die bis heute wunderbar wirkungsmächtigen Werke des Wuppertaler Tanztheaters und seiner nunmehr vor bald 14 Jahren gestorbenen Schöpferin Pina Bausch erhalten, wie verändern sie sich, wie leben sie weiter, wenn sie anderswo einstudiert werden? Florian Heinzen-Ziobs fast zweistündige, völlig unkommentierte Dokumentation „Dancing Pina“ zeigt zwei Extrembeispiele.

Die noch klassizistische Gluck-„Iphigenie auf Tauris“ von 1973 und das schon wilde, zwischen schwarzer Erde ausbrechende Strawinsky-„Frühlingsopfer“ werden von den Originalinterpreten an zwei sehr gegensätzlichen Orten einstudiert: „Sacre“ wird auf eine hinreißend neue, vitale Art im Senegal, in den sonnengleisenden offenen Studios der École des Sables von Germaine Acogny weltweit bekanntem Tanzzentrum, wieder lebendig, die Urgewalt afrikanischen Tanzes trifft auf einen Doch-schon-Klassiker. Und die afrikanisch ausgebildeten Tänzer müssen sich dessen Bewegungen genauso aneignen wie die klassischen Tänzer des Semperoper Balletts sich lockerlassen müssen.

Die Lehrer kämpften um Authentizität, die nicht im Nachmachen, sondern im Selbsterfühlen liegt, die Tänzer haben Zweifel, die sie schließlich überwinden. In Sachsen kommt es ganz normal zur Premiere, bei Dakar wird sie abgesagt – wegen Corona. Inzwischen wurden die Aufführungen nachgeholt, wir aber sehen am Ende diese Tänzer, wie sie stolz und schön im Wind am Strand wenigstens für sich selbst und die Kamera mit Strawinskys erdigem Knaller einen Tanz der Elemente vollführen.

Manuel Brug



Musik
★★★★★
Inhalt
★★★★★
Ton/Bild
★★★★★

Henze: Royal Winter Music für Gitarre u. Dokumentar-Film; Marco Minà; NovAntiqua (CD u. DVD)

Das Tor öffnet sich zu einem Garten mit Olivenbäumen. Marco Minà betritt ein mediterranes Anwesen, die Villa La Leprara, in der Hans Werner Henze knapp fünf Jahrzehnte gelebt hat. Heute könnte es eine Pilgerstätte für die Henze-Gemeinde sein, so wie vom Komponisten gewünscht, doch das Anwesen ging inzwischen an einen privaten Käufer und damit an den Vorstellungen ihres einstigen Besitzers vorbei.

In diesem Dokumentarfilm ist es Gitarrist Marco Minà, der sich vor Ort an Begegnungen und Gespräche mit Henze erinnert, Spuren der Vergangenheit erschließt, Gespräche mit Zeitzeugen führt und passendes Bildmaterial zusammengetragen hat. Eine Annäherung voller Zuneigung und Bewunderung, aber glücklicherweise ohne (zu viel) Beweihräucherung. Es ist ein sehr facettenreiches Bild von Henze, das hier über zwei Stunden Spielzeit hinweg gezeichnet wird. Im Laufe des Films, der nicht ausschließlich chronologisch erzählt, wiederholen sich stilistische Mittel der Darstellung, was aber keineswegs zu Langeweile führt.

Die Besichtigung der Villa ist eng mit Aspekten der Lebensgeschichte verknüpft, etwa wenn im Schlafzimmer das Kapitel von Henzes Kindheit aufgeblättert wird. Die italienischsprachige Dokumentation verfügt über deutsche Untertitel. Gleichzeitig ist mit dieser DVD eine CD erschienen, auf der die beiden großen Gitarren-Sonaten „Royal Winter Music“ zu hören sind, die eine Hommage an Shakespeare-Figuren bilden. Minà spielt erstmals anhand der Originalmanuskripte, deren Noten-edition zeitgleich im Schott-Verlag erscheint. Beide Medien sind Pflicht für Henze-Liebhaber und zugleich eine Empfehlung für weitere Interessierte.

Christoph Vratz

Von Körpern und Seelen

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Rappresentazione di Anima et di Corpo“ von Emilio de’ Cavalieri (1550–1602) ist das erste Stück, das sich – wenn auch noch strikt kirchlich durchmoralisiert – Musiktheater nennen kann. Und genau solche Raritäten wie dieses auf heute gebürstete geistliche Spiel sind es, aus denen das Theater an der Wien als drittes Wiener Opernhaus seine Legitimation ableitet. Vor allem wenn es auch so gediegen-gelungen zugeht wie in dieser Produktion von Robert Carsen. Der ist, wie meist in seinen eher abstrakteren Regiearbeiten, schwarz, schlicht und gegenwärtig. Chorvolk, mit Trolleys zufällig irgendwo zusammengekommen, verhandelt den Prolog. Dann wird von einem Pärchen erzählt, eben Körper und Seele, das allen höllisch-sündigen Verführungen widersteht und endlich sich zu einem guten, sprich: religiös korrekten Leben bekennt.

Das wird nicht hinterfragt, aber Carsen findet einfache, schlagkräftige, vor einer erst schwarzen, dann goldenen (Laster!), schließlich (himmlisch) weißen Pforte spielende Bilder, mit sündig roter Fegefeuer-Disco, an Schnüren hängenden seligen Tanzgeistern und schließlich einer geläuterten Menge im Meditationsdress. Das lebt ganz entschieden von den Protagonisten und den hervorragenden Kollektiven, wie dem sing- und spielfreudigen Arnold Schoenberg Chor sowie dem klangsatten Il Giardino Armonico unter seinem temperamentberstenden Dirigenten Giovanni Antonini. Der reißt besonders in den langen Sinfonien als Zwischenaktmusiken das Klangzepter an sich. Tolle Vokalprotagonisten helfen zudem, darunter Georg Nigl (Zeit, Welt, verdammte Seele), Cyril Auvity (Verstand), Anett Fritsch (Seele), Daniel Schmutzhard (Körper), Florian Boesch (guter Rat), Carlo Vistoli (Engel) und Margherita Maria Sala (Vergnügen).

„L’Amico Fritz“, 1881 uraufgeführt nach dem Erfolg der blutigen „Cavalleria Rusticana“, ist ein kaum 90 Minuten kurzer, chilliger Dreiakter von Pietro Mascagni. Der mit viel leidenschaftlicher Musik kaum mehr erzählt, als dass der reiche

Grundbesitzer Fritz sich in die Pächtertochter Suzel verliebt. Beim Maggio Musicale lässt es Dirigent Riccardo Frizza instrumental blühen und grünen. Rosetta Cucchi gibt der simplen Handlung mehr Tiefe, indem sie die Handlung nach Little Italy in San Francisco und das Sonoma Valley verlegt, wo Fritz (mit lodrender Tenor-Italianità: Charles Castronovo) augenscheinlich ein Weingut samt Stadtausschank führt, dass sich praktischerweise aus denselben Bühnenbildgrundelementen speist.

Wir sind etwa in den Seventies, es gibt noch Schreibmaschinen und Schnurtelefon, pittoresk sind die wenigen Handelnden plus Statisterie arrangiert. Salome Jicia ist eine burschikose Suzel in Jeans, die mit voluminöser, nicht immer ganz freier Sopranstimme schließlich doch auf Fritz Eindruck macht. Teresa Iervolino gibt den Musiker Bebbe en travestie mit sattem Mezzo, aber weiterhin problematisch „Zigeuner“-konnotiert. So wie auch der Rabbi David als Heiratsvermittler hier etwas deplatziert wirkt. Aber Massimo Cavalletti singt ihn gediegen bonhommig. Insgesamt eine schöne Katalog-Ergänzung eines liebenswert-melodiösen Stücks aus der zweiten Reihe.

Scheitern als Chance: Weil während der langen Pandemie-Pause an allen Theatern im Frühjahr 2021 auch für Christof Loy an der Dutch National Opera nichts ging, nahm sich der deutsche Regisseur einige seiner spielfreudigen Mitwirkenden und verwirklichte mit Opernunterstützung einen schon lange gehegten Plan: einen Musikfilm, so in der Art der „Parapluiers de Cherbourg“ und „Demoiselles de Rochefort“ von Jacques Demy, wo zwanglos in einem bonbonbunten Ambiente gesungen und getanzt wird. Dessen Budget, Professionalität und sonnige Kunstfertigkeit strahlt nun „Springtime In Amsterdam“ nicht aus,



aber es ist der nette Versuch eines anderen Opernfilms.

Die superklischierte Geschichte erzählt von Annette, der outrierten Operndiva, die sich angesichts einer „großen Krise“ auf ein Abenteuer mit dem Lebenskünstler Thomas einlässt, dann aber doch mit ihrem Agenten Barry von dannen zieht. Parallel dazu verguckt sich der amerikanische Komponist Norman in das Hotelzimmermädchen Theresa, das gleichzeitig als Prostituierte arbeitet. Und zwischen allen stehen der Portier/Freund Henk und die geheimnisvolle Schauspielerin Sunny.

Beworben als „magische Traumwelt, die scheinbar Chancen und Antworten auf einen Schlüsselmoment im Leben bietet“, funzelt Amster-

dam als transitorischer Zauberort doch allzu brav. Aber als nostalgisch-netter, immer noch textlastiger Singseitensprung für Opernkünstler wie Annette Dasch, Thomas Oliemans, Theresa Kronthaler, Norman Reinhardt, den Chansonnier Henk Poort sowie die Schauspieler Sunny Melles, Barry Atsma schaut man gerne zu. Loy entwirft poetische Momente, operettig angereichert mit Hits von Kálmán, Lehár, Fall, Strauss, Millöcker sowie Songs von Brel. Marko Letonja hat das ansprechend orchestriert.

Manuel Brug

Cavalieri: Rappresentazione di anima et di corpo; Anett Fritsch, Carlo Vistoli, Cyril Auvity, Daniel Schmutzhard, Georg Nigl, Il Giardino Armonico, Giovanni Antonini; Regie: Robert Carsen (2022); Naxos

Mascagni: L’Amico Fritz; Salome Jicia, Charles Castronovo, Teresa Iervolino, Massimo Cavalletti, Orchestra e Coro del Maggio Musicale Fiorentino, Riccardo Frizza; Regie: Rosetta Cucchi (2022); Dynamic

Loy: Springtime In Amsterdam; Annette Dasch, Barry Atsma, Sunny Melles, Netherlands Philharmonic Orchestra, Marko Letonja; Regie: Christof Loy (2021); Naxos